

Frauenstimme

Nr. 22 * 45. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

21. Oktober 1928

Ruf an die Frauen.

Von Marie Juchacz, MdR.

Wenn wir den 21. Oktober festlich begehen, dann ist das in erster Linie das Fest der Namenlosen, die in der Zeit des Sozialistengesetzes, aber auch vorher und nachher gekämpft und gelitten haben. Gehörten zu diesen nicht unendlich viele Frauen? — Tausend und mehr Gefängnisjahre wurden in der Zeit des Sozialistengesetzes ausgesprochen. Hunderte von Genossen wurden ausgewiesen, gingen in die Schweiz, nach Amerika, nach England. Andere folgten ihnen, verließen das ungasstliche Vaterland, das ihnen für das Aussprechen ihrer Freiheitsgedanken nur die Gefängniszelle bereit hielt. Ignaz Auef hinterläßt uns in seinem Buch „Nach zehn Jahren“ eine erschütternde Liste der Betroffenen, die aber lange nicht vollständig ist. Es sind sehr viele Familienväter darunter, oft mit vier, fünf und sechs Kindern. Schlecht und recht mußten sich die Frauen und Kinder dieser Männer in der Heimat durchschlagen. So viel nur irgend möglich, wurden sie von treuen Genossen unterstützt, bis endlich die Vereinigung mit dem sorgenden Vater wieder da war.

Es gehörte viel Verständnis des weiblichen Ehekameraden dazu, den Kampf der Sozialdemokratie zu verstehen und die kämpfenden Männer durch stilles Einverständnis seelisch und moralisch zu stützen. Die wirtschaftliche Entwicklung hatte der Arbeiterschaft wohl mit der Maschine auch die Konkurrenz der Frauenarbeit in der Fabrik gebracht. Aber zuerst hatte nach dem ungeschriebenen Gesetz des Wachstums und Reisens das männliche Proletariat seine geschichtliche Aufgabe zu erfüllen. Zudem waren die Frauen doch politisch vollkommen recht- und wehrlos. Sie waren ohne Wahlrecht, in den meisten deutschen Ländern durften sie nicht an politischen Versammlungen teilnehmen.

Die „Frauenbewegung“ stand noch in den Anfängen und wurde selbstverständlich durch die Reaktion zurückgedrängt. Wir aber wollen heute nicht vorübergehen an den Vielen, die zurückbleiben mußten mit ihren Kindern in enger Behausung, bangend um das Schicksal des Mannes, dunklen, sorgenvollen Tagen gegenüberstehend. Die Polizei war nicht schonungsvoll. Mit Hausdurchsuchungen, scharfen Verhören und Drohungen wurden die Zurückbleibenden gequält. Schwan-

gerchaft, Geburt, Krankheit und Tod mußten ohne männliche Stütze getragen werden. Wieviel zerrüttetes Familienglück! Trotzdem, oder gerade deshalb haben Frauen wacker dabei geholfen, die verbotenen Druckschriften zu expedieren und zu verteilen — der Polizei ein Schnupfen zu schlagen. — Und in einer solchen Zeit waren die Frauen noch recht-

loser, noch politisch ohnmächtiger als die Männer, die sich wenigstens einige Male in dieser Zeit am Wahltage eine moralische Genugtuung verschaffen konnten. Das preussische Vereinsgesetz von 1850 verbot den Frauen jede Teilnahme an politischen Vereinen. In anderen Bundesländern mit wenigen Ausnahmen war es ähnlich. Ueber den Buchstaben des Vereins hinaus aber ging noch lange nach dem Fall des Sozialistengesetzes die polizeiliche Handhabung. Da mußten sich die Frauen unter allen möglichen Vorwänden zusammen tun und durften nach Fehlschlägen, die aus der Zeit geboren waren und nach polizeilichen Auflösungen ihrer Vereinigungen nicht müde werden, sondern mußten immer wieder von vorn anfangen. Allein unter den 47 aufgelösten Berliner Versammlungen im Mai 1886 waren fünf Arbeiterinnenversammlungen. Und drei Frauenvereine, darunter der Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen,

wurden polizeilich geschlossen. — Einen viel längeren Weg mußten wir Frauen zurücklegen, um zu unserem politischen Recht zu kommen. 1908 erhielten wir erst mit dem Reichvereinsgesetz die Möglichkeit der politischen Organisation. 1918, zehn Jahre später, gab uns die sozialdemokratische Regierung das Wahlrecht. Wieviel Kampf, wieviel mühselige Aufklärungsarbeit liegt dazwischen. Soll der Sozialismus zum Sieg gelangen, so müssen wir auch die Frauen gewinnen, die noch abseits stehen.

Die 50-Jahrfeier der Partei, zu der wir rufen, muß es zeigen, daß die Frauen der deutschen Arbeiterklasse zur Sozialdemokratie gehören.

Rotes Jahrhundert.

*Gesang der Flieger braust im Himmelslicht,
Der Mensch ward Herr der Länder und der Meere,
Der Mensch ward Herr der erdgebundenen Schwere,
Doch seiner eignen Fesseln ward er's nicht.
Gigantisches Jahrhundert der Vollendung,
Nun donnre Du den andern Teil der Sendung:
Rotes Jahrhundert!*

*Daß der und jener in die Lüfte steigt,
Daß Tausende auf blauen Meeren fahren,
Sie danken's nur euch dunkeldunklen Scharen,
Für die der Tag nur harte Arbeit zeigt.
Ihr hallet Raum und Zeiten überwinden...
Nun aber muß sich Mensch zum Menschen finden.
Rotes Jahrhundert!*

*Gesang der Tiele stürme jedes Land!
Aufsteige Mensch aus Gruben und Fabriken,
Aufsteige Mensch aus qualmendem Ersticken,
Und was du schaffst, sei Allen zugewandt!
Ein Volk der Riesen, Bruder Mensch und Streiter,
So kämpft mit uns und werdet Wegbereiter
Rotem Jahrhundert!*

Bravo Schönbank.

Das Recht der Kinder.

Herbstschulferien. Die Tage sind noch sonnig, am Mittag sogar warm, aber morgens und abends ist es schon empfindlich kühl, und in manchen Nächten reißt es schon. Tage zum Spielen, zum Wandern. Ist das eine Lust, nochmal hinauszuziehen, den Wind in den Haaren, Singen in der Kehle. Es ist Wetter, um Drachen steigen und die Phantasie mitfliegen zu lassen, um vor den grauen Wintertagen nochmal ganz Kind zu sein.

Unabsehbar dehnen sich die Kartoffelfelder. Schlag reißt sich an Schlag, und weit hinten am Horizont vermischt sich das helle Himmelsblau mit den graubraunen Stauden. Ueber den Acker kriechen Menschen, Scharen von Frauen und Kindern darunter. Emsig, ohne aufzusehen, arbeiten sie, wühlen mit den kleinen, vierzinkigen Hacken die Erde um, lesen die Kartoffeln in die Körbe. Der Mann oder sonst einer trägt die vollen Körbe zu dem wartenden Wagen, bekommt für jeden Korb eine Marke. Hat er etwas Zeit, so hebt er für die Kinder mit der großen Kartoffelhacke Büsche auf, dann brauchen sie mit den kleinen, flinken Händen nur sammeln, in die Körbe lesen. Die sollen so schnell wie möglich gefüllt werden; je mehr Marken am Wochenschluß für abgelieferte volle Körbe da sind, je mehr Geld gibt es. Es ist Akkordarbeit; alle, auch die Kinder, müssen hergeben, was sie an Kraft haben. Manchmal treibt der frische Wind eine Sandwelle her, bedeckt Gesicht und Haare, die Augen schmerzen, aber weiter, weiter.

Mittagspause. Die Glieder sind steif, kaum kann man aufstehen, laufen bis zu dem Fleck, an dem Sachen und Essen liegen. Sandverkrustete Hände nehmen die mageren Stullen. Sand knirscht zwischen den Zähnen, ein Schluck kalter Johorientaffee, von allen aus einer Kanne getrunken, spült ihn runter. Das beste ist der Heimweg, aber er ist oft lang, die Augen sind so müde, daß sie kaum noch die Sterne sehen, und die Füße stolpern. Kaum reicht die Kinderkraft noch, um Füße, Hände, Gesicht zu waschen. Bei Pflanzkartoffeln und Wehstippe — der einzigen warmen Nahrung des Tages — werden sie noch einmal wach, aber eine halbe Stunde später fallen die Kinderkörper wie tot auf das Lager. Früh um 6 Uhr beginnt das neue Tagewerk.

Das sind die Herbstschulferien für Zehntausende kleiner Proleten auf dem Lande. Aber auch aus den Städten kommen sie mit den arbeitslosen Eltern, lernen etwas von der Landarbeit kennen, lernen sie hassen. Diese Kinder drängen zur Fabrikarbeit, wenn sie erwachsen sind. Ich kenne manche, die noch nach 20 Jahren, in denen sie Not und Entbehrung und harte Arbeit kennen lernten, zusammenschauern, wenn sie an das Kartoffelbuddeln und Rübenziehen bei Sonne, Regen und Frost zurückdenken.

Und trotzdem kämpft die Sozialdemokratische Partei seit Jahrzehnten vergeblich um gesetzlichen Schutz für die Kinder, die in der Landwirtschaft beschäftigt sind. Seit 1903 haben wir in Deutschland ein Kinderschutzgesetz für die in Industrie und Handel arbeitenden Kinder. Auch dieses Gesetz ist heute unvollkommen und bedarf dringend der Reform. Wir Sozialdemokraten wollen, daß hierbei endlich die landarbeitenden Kinder in den Schutz des Gesetzes einbezogen werden. Aber die politischen Kräfte des Großgrundbesitzes sind auch in der Republik noch sehr stark, und sie widersehen sich einem Kinderschutz sehr hartnäckig. Die Kinder bedeuten eine billige, die billigste Arbeitskraft. Der besitzende Landwirt, der Kinder beschäftigt, fragt nicht danach, was an den kleinen Körpern und Seelen ruiniert wird, wie sie körperlich und geistig oft verkrüppeln. „Die Landarbeiten sind den Kindern gesund, die frische Luft tut ihnen gut“, sagen die Leute höhrend, die niemals im Leben auch nur einen Tag auf den Knien über einen Kartoffelacker geruht sind oder mit gebühtem Körper auch nur einen Tag lang Rüben gezogen oder Unkraut gejätet haben. Die nie ihre Schulferien ausnutzen mußten, um Brot zu verdienen.

Und doch müßte auch der Widerstand dieser Kräfte brechen, wenn alle Arbeiterväter und -mütter in Stadt und Land sich gegen die Ausbeutung der Kinderkraft wehrten. Dem kindlichen Körper wird durch schwere und einseitige Arbeit oft schwerer Schaden zugefügt, die Herzen füllen sich mit Verbitterung und Reid, und der niedrige Lohn, den die Kinder erhalten, drückt die Entlohnung der Erwachsenen. Viele Kleinbauern, die an sich selbst alle diese Schäden erfahren haben, schließen sich heute schon zusammen, kaufen Maschinen und befreien die eigenen Kinder von zu schwerer

Arbeit. Der Landarbeiterverband versucht in seinen Tarifverträgen die Pflichtarbeit der Frauen und Kinder einzuschränken. Aber das alles ist lange nicht genug. Erst wenn die politische Macht der Besitzlosen viel stärker ist als heute, wenn der größte Teil aller Väter und Mütter in der Sozialdemokratischen Partei organisiert ist, wird das Los der Kinder umgestaltet werden. Arme und reiche Kinder haben das gleiche Recht an Freude und Spiel. Der Staat hat die Pflicht, das ganze Volk zur Arbeit zu erziehen. Kein Mensch hat das Recht, andere auszubeuten, und wenn Kinder ausgebeutet werden, ist es eine Schande. Helft alle, daß diese Schande in Deutschland bald beseitigt wird.

Clara Bohm-Schuch, M. d. R.

Um die Kameradschaftsehe.

Natürlich ist der große Saal des Herrenhauses überfüllt. Die „Ehe“ fällt soviel Menschen so schwer auf die Nerven, daß sie zu jedem Wunderdoktor laufen, der ihnen ein Mittel gegen ihr mannigfaltiges Eheleid versprechen würde. Und hier hat man ihnen zwar nicht das Rezept eines Wunderdoktors, aber Reden und Ratsschläge von einem halben Duzend kluger Leute verheißt, die ihr Urteil über die amerikanische Patentmedizin gegen Eheleid, über die Kameradschaftsehe Ben Lindsays sprechen sollen. Und es ist wirklich eine Freude, daß so viele kommen: denn die, die hier den Saal füllen, sind ja zumeist lange aus den Jahren heraus, für die die echte „Kameradschaftsehe“ in Frage kommt — aber sie kommen, um der Jugend den Weg freizumachen und ihr das Glend, an dem sie selbst offen oder im geheimen leiden, zu ersparen. Mancher wird enttäuscht nach Hause gegangen sein, weil er durch diese Auseinandersetzung erst merkte, daß das mit der Kameradschaftsehe gar keine so unkomplizierte Sache ist, denn sie ist eben doch nicht das Antiehelektikum. Aber schon die Möglichkeit einer solchen Aussprache ist Gewinn — ist ein Triumph über üble Moralheuchelei, unter deren Auswirkungen wir gelitten haben und noch leiden.

Als erste Rednerin des Abends sprach Frau Hoffmann-Gwiner. Die Kameradschaftsehe, deren Voraussetzung gewollte Kinderlosigkeit sei, müßten wir schon deshalb fordern, weil die Jugend viel früher physisch als seelisch und intellektuell ehreift wird. Die Liebeswahl eines so jungen Menschen, die mehr der Gattung als dem Individuum gelte, könne nicht die Grundlage für die Erzeugung einer neuen Generation sein. Andererseits aber sei es ein unmöglicher Zustand, diesen jungen Menschen den Weg zu einem wirklichen Liebesleben zu verperren und sie der Prostitution, den PerverSIONen oder zum mindesten der Notonomie in die Arme zu treiben. Die Folgen dieses Druckes, der auf unseren Jugendjahren gelastet habe, spürten wir noch alle an unseren Nerven.

Studiendirektor Siegfried Kawerau erklärte die Wurzel der heutigen Ehekrankheit aus der Uebertragung des Besitzbegriffs auf die Beziehung der Ehepartner zueinander. Das Gehe von der Zusammenlegung der Vermögen in besitzenden Kreisen bis zu dem Besitzrecht am Körper des Partners. Die heutige Ehe sei oft nichts anderes als eine bequeme Form der Prostitution. Geändert könne sie aber nur werden durch Ausrottung des Besitzbegriffes mindestens in der Ehe; einer der ersten Schritte hierzu sei die Einsetzung der Mutterschaft durch den Staat, um die Gebärwilligkeit der Frau nicht von den zufälligen ökonomischen Faktoren abhängig zu machen. Dem selben Gedankengang gab Artur Hölischer Ausdruck. Ob das Experiment der amerikanischen Kameradschaftsehe innerhalb unserer europäischen Tradition durchführbar sei, stehe noch dahin: Uns fehle vor allem die Freizügigkeit, die der Amerikaner habe, der über einen ganzen Kontinent geblete. In den engen Verhältnissen bei uns würde dieses Experiment gegen viel stärkere ökonomische und psychische Schranken stoßen. Erst wenn unsere Staatsform und ihre Grundlagen geändert seien, könne sich die Form der Ehe von Grund auf ändern. Nach einem kurzen Referat Rosa Landaus nahm Dr. Thälheimer das Schlusswort: Man werfe der Kameradschaftsehe vor, daß ihre gewollte Kinderlosigkeit unnatur sei; aber wir lebten, vom elektrischen Heizkissen bis zum getohten Essen, nun einmal in einem Zeitalter der „Unnatur“.

In der Diskussion sprachen neben anderen auch zwei Geistliche als Gegner der Kameradschaftsehe; immerhin war das Hauschloßkonzert bei den Diskussionsrednern pro und contra ziemlich gemäßig — es ist schon ein Fortschritt, daß man es jetzt gelernt hat, sich über derartige Probleme auseinanderzusetzen, ohne zu so massiven Argumenten wie Stuhlbeinen usw. zu greifen.

Wir müssen den Bau vollenden!

„Ich gehöre keiner Partei an — die vielen Parteien sind ja doch nur das Unglück Deutschlands, ich halte mich ihnen fern.“ Wie oft hörte ich nicht diese Bemerkung. Meist von Personen, die sich sehr radikal vorkamen oder die von sich annahmen, sie seien an Objektivität des politischen Urteils weit überlegen.

Es gab Gelegenheiten, in denen wir alle uns zu beweisen hatten. In denen es darauf ankam, sich zu bekennen — o, oftmals nur sich zu bekennen zu einem unschuldig Verfolgten, gegen ein System, das den Armen schuldig werden läßt oder den Unschuldigen verfolgt, weil er den Mut seiner Ueberzeugung hatte. Und siehe da: Die Objektivität, die Hasser der Parteien und des angeblich von ihnen angerichteten Unheils — sie blieben schweigsam, „objektiv“, sie bekannten sich auch dann nicht, als es galt, verhängnisvollstes Unrecht zu verhüten. . . .

In allen Zeiten der Geschichte war eine Gemeinschaft, die sich auflehnte gegen einen Zustand legal gewordenen und gesellschaftlich anerkannten Unrechts, der Rechtung und Befreiung ausgefehlt. Stets wehrten sich die Ruhmnießer eines bestehenden Zustandes gegen alle Elemente, die ihre behagliche Ruhe stören wollten. Den „Parteien der Ordnung“ freundlich gesinnt zu

Wir ernten, wir werben!

So manches Korn ward ausgefät,
das schwer und voll zur Ernte steht,
wir kommen, es zu schneiden.
In bunten Früchten glänzt der Baum,
steht reich im sonnig-klaaren Raum,
will gern das Pflücken leiden.

O Erntezeit, o Segenszeit!
Nun ist gar manches Herz so weit,
auf unser Tun zu schauen.
Allüberall reist unsre Saat
durch klares Wort, durch helle Tat,
durch Hoffen und Vertrauen.

Ihr Schnitterinnen, frisch heraus,
geht erntend nun von Haus zu Haus
als em'ge Werberinnen.
Sorgt, daß kein Korn im Sturm verweht,
zertreten stumm zugrunde geht,
helft bergen und gewinnen.

Noch an die Türen fort und fort,
tragt Kampfeswort, tragst Trosteswort
in Elend und Verderben.
Weckt sie, die dumpf und stumpf und lau,
bringt Mann für Mann und Frau für Frau.
Wir ernten und wir werben!

H. S.

sein, gab die gesellschaftliche Legitimation. Und unter „Ordnung“ ward allezeit verstanden, was jede Störung sanktionierten Unrechts verhinderte.

Auch der deutsche Sozialismus hat in seiner Geschichte jene schwere Periode aufzuweisen, da die Sozialisten außerhalb des Gesetzes gestellt waren. Im buchstäblichsten Sinne riskierte doch jeder, der sich zu bekennen wagte, die Ausweisung, den wirtschaftlichen Ruin, Trennung von allem und allen, die Lieb geworden.

Und dennoch gab es Menschen, die sich zu bekennen wagten, nicht einzelne nur — Tausende und aber Tausende, denen die Tiefe der Ueberzeugung die Macht des Trostes gab, die sich bekannnten zu der Armee der Gedächtnen, der Rechtlosen. Einfache Menschen zumieist, denen nicht in einer gepflegten Kindheit die Herrlichkeit griechischer Oden und die Herrlichkeit von Mut und Tapferkeit in der Antike gelehrt worden — einfache Arbeitsleute nur, denen lediglich eines klar vor Augen stand: daß man sich einer großen Idee nur ganz hingeben und auch nicht von ihr lassen dürfe, wenn die Feinde dieser Idee mächtig genug waren, sie zu verfolgen, ihre Anhänger selbst der Heimat zu berauben. Eindringlich hat man jenen tapferen Deutschen vor einem halben Jahrhundert eingebläut, daß es für den ringenden Proletarier keine Heimat gab, daß ihr Heimatland nur die gewaltige Idee der sozialistischen Befreiung der Menschheit ist.

Dies Heimatland der Idee nahmen sie überallhin mit, wohin ein rücksichtsloses Geschick sie schleppte. Auch über das große Wasser, als in der neuen Welt das Leben neu begonnen werden mußte. Man hatte sie verfolgt, hatte geglaubt, durch Befreiung der Träger die Idee selbst beseitigen zu können. Zwei, drei neue Träger standen auf im „Waterland“, das seine besten Freunde hinaustrrieb in eine ungewisse Fremde — die Vertriebenen

aber wurden zu eifrigsten Verbreitern des Ideals im neuen Lande, das ihnen Asyl gab. Ich habe sie vor wenigen Jahren wieder getroffen, jene tapferen Männer und Frauen, die damals bis in die neue Welt, drüben über den Ozean, verschlagen wurden. Die Heimat hatte sie verfolgt, Hals über Kopf waren sie hinausgetrieben worden, der junge Kapitalismus der Vereinigten Staaten mußte ihnen Arbeit geben. Hatte das Unglück etwa sie zu bündigen vermocht? In keiner Weise! Sofort haben sie der Idee, um die sie gelitten, auch im Land des neuen Asyls eine Stätte zu bereiten gesucht. Sofort wurden politische und wirtschaftliche Organisationen des Proletariats errichtet. Wohl wußte man: Auch der junge Kapitalismus der Vereinigten Staaten wollte keine „Umstürzler“, begehrte nicht, den europäischen Staaten ihre Rebellen abzunehmen, auf daß die Rebellion ins eigene Land getragen ward. Wieder setzten sie ihre Existenz aufs Spiel, jene, die erst gestern von Heim und Land vertrieben worden. Sie wußten wohl, sie selbst hatten die Früchte ihrer Mühe und Opfer nicht mehr zu ernten, der junge amerikanische Kapitalismus würde noch Jahrzehnte des höchsten Aufblühens erleben, ehe die Idee der sozialistischen Gemeinschaft ihren Siegeszug antreten konnte. Uneigennützig stellten sie sich in den Dienst des hehren Ideals — und verzagten nicht, als auch drüben die Verfolgungen einsetzten, als man die Neuerer in die Kerker warf und sie auf den elektrischen Stuhl führte.

Ich habe sie wiedergesehen, jene tapferen Männer und Frauen aus der deutschen Sozialdemokratie heroischer Zeit, und die alte Begeisterung, der unerschütterliche Glaube leuchtete jung aus den strahlenden Augen der Greise. Praktische Verwirklichung war ihren Idealen im typischen Lande des Hochkapitalismus nicht geworden, der Sozialismus hat dort mühsameren Aufstieg denn in irgendeinem anderen Lande, wo jedes Jahr neue Armeen unavagellierter Einwanderer aus rückständigsten Gebieten hineinschleudert! Hat das die Kämpfer nur einen Augenblick kleinmütig gemacht? Wo andere gleichgültig geworden, waren sie aufrecht und beharrlich geblieben, jene stolzen Recken des Kapitalismus, Bismarcks Opfer aus der Zeit des Sozialistengesetzes!

Ich kehrt zurück in die deutsche Republik. Gewiß, auch hier ist das sozialistische Ziel noch nicht erreicht. Aber welcher Weg des Aufstiegs, der Erfolge seit Bismarcks Zeit. Die Partei der Gedächtnen von gestern ist heute zu einer Macht geworden in Staat, die nicht nur Opfer von ihren Anhängern fordert — nein, die etwas zu vergeben hat. Einfluß und Positionen. Und ich traf Klassenossen, die abseits standen, die unzufrieden waren, auf diesen und jenen Fehler hinweisen, der begangen worden. Wie klein und verzagt erschienen sie mir da, Proletarier im Lande des Vormarschs, des Fortschritts der Idee, verglichen mit jenen zähen Kämpfern, die trotz der Mühseligkeit der Arbeit, der Schwere eigenen Schicksals und der bisherigen äußeren Erfolglosigkeit ihrer Arbeit dennoch den alten Trost nicht verloren, die Fackel weiter voranzutragen im Lande größter kapitalistischer Dunkelheit.

Gewiß es gab Ursache zuweilen zur Unzufriedenheit. Aber wo wären Menschen am Werke, frei von Irrtümern, von Fehlern? Wie unsagbar klein wäre es, ob einzelner kleinerer oder größerer Fehler die große leuchtende Idee zu verlassen, fahnenflüchtig zu sein, weil man mit irgend etwas unzufrieden! Niemand wäre der stolze Bau der sozialistischen Bewegung erstanden, wäre ähnliche Verzögerung an der Wiege des Sozialismus gestanden.

Nicht wer nörgelnder Zeungast des revolutionären Kampfes ist, hat ein Recht der Kritik! — selber muß er in die Arena des Ringens steigen, denn nicht der lächelnde Zuschauer, der Kämpfer selbst entscheidet über den Ausgang!

Eine Idee, die allen Verfolgungen durch die Jahrzehnte hindurch standgehalten, die allen momentanen Enttäuschungen Trost zu bieten vermochte, sie muß eine ungeheure Lebenskraft haben, ihre Verwirklichung eine solche unbedingte Notwendigkeit für den Aufstieg der Menschheit sein, daß der beschämt sein müßte, der sich ihr nur halb und nicht mit der ganzen Kraft seiner Seele hingibt. Die proletarischen Helden aus Bismarcks Zeit schufen mit ungeheurer Mühe die Fundamente — an unserer Generation ist es, den Bau zur Vollendung zu bringen!

Long Sender.

Geschlechtsberatung.

In der Sexual- und Eheberatungsstelle in Neustolln, Schönstedtstraße 13 (Sprechstunden Freitags von 7 bis 8 Uhr), sowie in der Schwangerenfürsorge der Ambulatorien des Verbandes der Krankenkassen, Berlin C 25, Alexanderstraße 39/40, 1. Hof, 2. Aufgang, 2 Tr., wird jede gewünschte vertrauliche Auskunft erteilt. Weitere Sprechstunden, die der Geburtenregelung und der Vorbeugung von Frauenleiden dienen sollen, sind am 1. Oktober dieses Jahres in Lichtenberg, Parkaue 14a (Dienstags von 7 bis 8 Uhr) und Wildenowstraße 5 (Mittwochs von 7 bis 8 Uhr) eröffnet werden.

Die Straßenbahn ärgert sich.

Im Verlage der Büchergilde Gutenberg hat unter dem Titel „Kochbuch“ Bruno Schönlank einen Band Großstadtmärchen veröffentlicht. Wir entnehmen mit Genehmigung des Verlages diesem Bande das nachfolgende Märchen: „Die Straßenbahn ärgert sich“.

Der letzte Wagen war in den großen Straßenbahnhöfen eingezogen. Wie müde waren Führer und Schaffner, denn es war schon beinahe wieder Morgen. Endlich sich lang ausstrecken und schlafen, schlafen. Doch die Straßenbahnwagen schliefen diese Nacht nicht, sie ärgerten sich. Und wenn sich jemand ärgert, kann er nicht einschlafen. Und darüber ärgert er sich noch mehr. Genau so ging es den Straßenbahnwagen. Kaum war der letzte Schaffner heraus, ging es los wie ein Platzregen. „Unethört“, „so geht es nicht weiter“, „das lasse ich mir nicht bieten“, „wir tun unsere Pflicht und werden dafür noch beschimpft“. „Alle Mistkerle“ schimpfte mich einer, rief freischend ein alter Wagen. „Na, jung bist du gerade nicht mehr“, sagte ein neuer mit schönen Polstern, „du hast wohl noch die Pferdebahn gesehen.“ „So eine Gemeinheit“, freischten die älteren Wagen, „habt ihr es gehört? Nicht genug, daß die Menschen...“ „Ruhel“ schrie ein großer Triebwagen mit seiner Glocke, „Ruhe oder...“ „Ich bitte ums Wort“, rief ein anderer. „Ach auch, ich auch“, rief es rings, kaum konnte man sein eigenes Wort mehr verstehen. „Ruhel“ schrie der große Triebwagen wieder. „Einer nach dem anderen.“ „Erst muß der neue Wagen seine Beleuchtung zurücknehmen“, schrieben die älteren. „Ich nehme sie mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück“, rief der junge Wagen. „Bravo, bravo!“ riefen jetzt alle. „Jetzt können wir uns wenigstens wieder über die Menschen ärgern.“

Der Ruhelstrijer Triebwagen 3667 wurde zum Präsidenten gewählt. Ich erkläre hiermit die Protestversammlung eröffnet. Wünscht jemand das Wort?“ erklärte er. „Ich, ich, ich“, riefen sie alle miteinander. „Was soll das? Immer nach der Reihe!“ rief der Triebwagen Nr. 3667. Und nun ging es los. Unter erregten Zurufen sprachen die einzelnen Wagen. Ueberall gäbe es nur Un dank. Was nützte es, wenn sie Strom und Wagen schmiere richtig bekämen? Dafür tun wir unsere Pflicht. Mehr als unsere Pflicht“, brüllten andere. Wir werden vollgestopft wie die Würste, doch wir quieschen“, riefen andere. Und dafür heißt es: „Alle Straßenbahnen! Bonndankstlicher Verkehr! Marterkästen!“ „Habt ihr es gehört?“ riefen die älteren Wagen den neuen zu. „Dazu gehört auch ihr.“ „Jetzt fangen aber die an, Herr Vorsitzender“, schrien die jungen Wagen. „Bitte, rufen Sie die alten Damen zur Ordnung!“ Das Getöse ging von vorne los. Alle Triebwagen schrieben, alle Anhänger klingelten, beinahe wäre die Versammlung im Lärm untergegangen. „Ich habe das Wort“, schrie sich endlich der Triebwagen Nr. 3667 hindurch. „Ruhel! Jetzt rede ich,“ und alles schwieg. „Also, ich fasse zusammen: Die Menschen sind undankbare Schensäter.“ „Bravo, sehr richtig“ antwortete es ihm. „Triebwagen und Anhänger müssen zusammenstehen. Wir machen das nicht länger mehr mit. Morgen abend um fünf Uhr stellen wir zum Protest die Arbeit ein. Wir fordern mehr Wagen, wir fordern vor allen Dingen Gerechtigkeit.“ „Sehr richtig“ rief es im Chor. „Wir wollen einmal wirklich die Straßen verstopfen,“ fuhr der Triebwagen fort. Wir wollen einmal sehen, wie die Menschen ohne uns fertig werden. Ich stelle meinen Vorschlag zur Debatte.“ „Keine Debatte! Schlusszeichen!“ riefen einige. „Nein, wir wollen auch noch sprechen,“ riefen die anderen. So gab es noch eine lange Diskussion bis in den frühen Morgen. Gerade war der Beschluß einstimmig gefaßt, genau nach der Normaluhr um fünf Uhr abends — um 17 Uhr, riefen die Modernen! — zu stoppen, als der erste Fahrer wieder den Bahnhof betrat. Muckmäuschenstille waren sie jetzt alle, aber heimlich seigten sie, wie eben nur Straßenbahnwagen seigen können.

Was war das auch für eine Fülle in der Straßenbahn, als die Leute dann zur Arbeit wollten, zur Fabrik, zum Warenhaus, in die Bureaus. Die Untergrundbahn, die Straßenbahn, die Stadtbahn, die Autobusse schluckten und schluckten die Menschen ein, und doch mußten sie drinnen wie aneinandergedrückt stehen. Nein, das waren wirklich noch viel zu wenig Wagen. Doch was konnte da die Straßenbahn dafür? Die armen Straßenbahnschaffner konnten „Befest!“ schreien, soweit sie wollten, es quieschte sich doch immer noch einer herein und rief: „Noch Platz genug!“ Doch der schrie dann an der nächsten Haltestelle am laulesten, wenn sich wieder einer reinquieschen wollte: „Unethört, schon lange überfüllt, so was gehört verboten! Jetzt trampeln Sie mir auch noch auf die Hühneraugen!“ Ja, es ging alles seinen gewohnten Gang.

In den späten Vormittagsstunden wurde es ruhiger. Am frühen Nachmittag ging es gerade so weg. Ueberall war noch ein Plätzchen zu kriegen. Aber in den späten Nachmittagsstunden ging es wieder los. Die Fabrikpfeifen heulten Feierabend. Die Bureaus

wurden geschlossen, und der Verkehr setzte ein so toll wie am Morgen. Die Menschen waren müde von der Arbeit und fuhren ungeduldig nach Hause. Ja, sie wollten, aber die Straßenbahnen wollten nicht. Einige vorreilige Kirchenuhren hatten schon fünf geschlagen, denn siebzehn schlagen haben sie noch nicht geleirt. Wer will es ihnen aber auch verdenken, daß sie noch ein wenig altmodisch sind! Dafür schlugen sie wenigstens eine Viertelstunde früher. Punkt siebzehn aber, schrill, ein großes Läuten und Klingeln. Klingeling, Klingeling! Das war aber auch alles, was die Straßenbahnwagen taten. Sie blieben stehen wie die Mauern. Die Führer schimpften, kurbelten. Die Menschen lasen erst ihre Zeitung, dann wurden sie unruhig. „Zum Donnerweiter, wir wollen kein Konzert, weiter! Denkt ihr, wir haben unsere Zeit geklaut!“ Klingeling, Klingeling! machten die Straßenbahnen und seigten, na, ihr wißt schon wie. Ueberall, in der ganzen Stadt, in den Vororten standen die Straßenbahnwagen und machten Klingeling!, aber mehr nicht. Und da fast alle Straßenbahnwagen unterwegs waren, gab es ein mächtiges Klingeln. Und die in den Straßenbahnhöfen klingelten auch mit, aber mehr taten sie auch nicht. Die Aufseher kamen und sahen die Wagen nach. Alles war in Ordnung. Strom in den Drähten. Dem Wagenmotor fehlte nichts, die Achsen waren gut geschmiert. Die Schienen waren wie immer. Kurz, alles war einfach wunderbar in Ordnung, bis auf eines: die Wagen fuhren nicht, sie klingelten bloß. Und als die Klingeln herausgenommen wurden, klingelten sie allein weiter. Die Wagen waren nicht vom Fleck zu kriegen. Traktoren wurden vorgespant, doch die zogen nicht, denn denen machte die ganze Geschichte einen riesigen Spaß. Von den schweren Lastwagen wurden die Pferde abgespannt und vor die Straßenbahnwagen gespannt. Die Kutsher knallten wie wild mit der Peitsche, die Menschen stemmten sich gegen die Wagen. Doch die Pferde wieberten bloß und machten schadenfrohe Gesichter. Mit der Pferdebahn war es also auch Essig. Die Wagen rückten nicht vom Fleck, nur ein paar Pferdeköpfe blieben zwischen den Schienen. Die Spozen sagten: Danke schön, und schlüpften und plekten inmitten der aufgeregten Menschen.

Der Straßenbahndirektor kam mit seinem Auto, denn der fährt ja nicht mit der Straßenbahn. Er machte: hm, die Sache werden wir bald haben und rief nach seinen Ingenieuren. Die Ingenieure untersuchten wieder alles wie vorher schon die Fahrer und Aufseher und fanden alles in schönster Ordnung. Nur die Wagen rückten nicht vom Fleck. Immer größer wurde die Aufregung. Ein kleiner Teil lief schon nach Hause, doch der größte Teil blieb stehen. Sie wollten warten, wie die Geschichte weitergeht. Und sie warteten mit den vielen Hunderttausenden, die nachkamen. Unterdessen kam der Stadtrat für den Verkehr mit seinem Auto, denn der fährt ja auch nicht mit der Straßenbahn. Auch er machte: „hm, hm! Tolle Geschichte! Werde der Sache auf den Grund gehn.“ Wieder wurde alles untersucht, wieder war alles in schönster Ordnung, bis auf das eine, daß die Wagen nur klingelten und nicht fuhren. Der Verkehrsminister kam von seiner Sommerfrische mit dem Flugzeug. Auch er sagte: „hm, hm!“, guckte sich die Wagen von allen Seiten an und ließ sie untersuchen wie vorher. Er sagte dann ein wunderschönes Fremdwort, das keiner verstand, das aber fürchtbar gelehrt klang, und fuhr im Auto mit dem Straßenbahndirektor und dem Stadtrat für den Verkehr nach seinem Ministerium.

Immer mehr Menschen stauten sich in den Straßen. Die Radfahrer klingelten mit der Elektrischen um die Wette. Schon waren bald zwei geschlagene Stunden vergangen. In der ganzen Welt machten sie schon vergnügte Gesichter und lachten schadenfroh. Freilich, ein wenig ängstlich waren sie doch dabei, daß die Klingelkrankheit auch ihre Straßenbahn anstecken könne. Allmählich wurde es den Leuten zu bunt, und sie wollten nach Hause gehen. Denn die andern Fahrzeuge waren mehr als überfüllt. Donnerwetter, sagten die meisten, wer hätte das gedacht, wie einem die Straßenbahn fehlt! Besser die Straßenbahn, als nach Hause laufen. Und das wollte ja die Straßenbahn nur hören. Pünktlich um 19 Uhr, die Glocken schlugen natürlich nur sieben, machte der Triebwagen Nr. 3667 schrill! Und die andern Straßenbahnwagen machten es ebenso und setzten sich langsam in Bewegung. Wie die Führer auf ihre Wagen gesprungen sind und die Leute hinein, das kann sich jeder selbst ausmalen. Unter einem riesigen Hallo, mit Gesang und Suchhei fuhren sie auf ihrer Straßenbahn wieder fort. Der Verkehrsminister hatte gerade telephonierte, als sich die Wagen in Bewegung setzten. „Da sieht man,“ sagte er stolz, „was ein tüchtiger Minister schafft.“ Dasselbe dachten der Straßenbahndirektor und der Stadtrat von sich, sagten es aber nicht laut.

Die Straßenbahnwagen aber sagten sich: hm, hm! und freuten sich auf die Nacht in ihrem Bahnhof.